

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 62 (1979)
Heft: 5

Artikel: Höhlenbewohner
Autor: Stebler, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-412491>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des Konsumgutes zu heben: Rio und Schanghai, Bali und Hawaii sind nahe an die heimische Haustür gerückt.

Doch nun die Gretchenfrage, die besonders an den Fernreisenden, den Kontinentenbummler gerichtet ist: Wie hältst Du's mit der Völkerverständigung, dem Verständnis für die Probleme der anderen?

Bringen die Reisen der Reichen in die Länder der Armen auch die Menschen einander näher? Werden auf dem Rückflug nur belichtete Filme der touristischen Glitzerfassaden befördert oder hat der Heimkehrer erfasst, welche Trostlosigkeit oft in den Hinterhöfen der Exotik-Enklaven nistet?

Mit beachtlichen Zuschüssen fördert das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit die Touristenflut in aussereuropäische Entwicklungsländer; die Diskussion über den Strom der Fernflieger und seine Folgen wird weitergeführt. Fest steht jedoch, dass die Devisen der Touristen zu 70 Prozent zurück ins Industrieland sickern, dass die «neuen Weissen» beim «schwarzen Bruder» Konsumerwartungen wecken, die sein Land nicht erfüllen kann. Völkerverständigung findet durch Isolierung der Gäste in Touristenghettos so gut wie nicht statt; vielmehr kommen die Fernreisenden mit bestätigten Vorurteilen zurück, die sie dann auch noch

weiterverbreiten. Diese Schlaglichter lassen ahnen, dass der Ferntourismus ein zweischneidiges Schwert ist.

Exotik vernebelt den Blick für die dortige Not: gesehen werden der herzig-schwarze Wuschelkopf, der Bauer, der mit Primitiv-Pfluggeräten den karstigen Boden beackert, die sariumhüllte Wasserträgerin mit dem Kastenzeichen auf der Stirn — diese Menschen werden oft ungewollt zu Akteuren einer exotischen Kuriositäten-Schau herabgewürdigt.

Notwendig ist mehr Verständnis, dass im Entwicklungsland alles anders ist. Andere Religionen, tradierte Verhaltensnormen, Analphabetentum, geographische Gegebenheiten, das Fehlen wichtiger Grundnahrungsmittel, Krankheiten, Seuchen, fehlende Hygiene — oft geboren aus dem Nicht-Wissen —, und ungenügende Gesundheitsvorsorge — das sind Hemmnisse, die, wenn auch nicht so rasch zu beseitigen sind, so doch im Konzert mit ihren Ursachen zu erkennen sein sollten.

Reisen ist für uns modernes Freiheitserlebnis und damit hochempfindliches Recht auf Lebensentfaltung geworden. Ob der Tourismus in ferne Länder in die Sackgasse führt oder ein Brückenschlag ist — die Zukunft wird weisen, ob wir mit ihm umzugehen imstande sind.

mung entdecken. Gesetze bestehen schliesslich zur Hauptsache aus Ausnahmebestimmungen: das macht sie so reizvoll. Nun, der besagte Beamte sah mich mit umflorten Augen an und sagte nicht ohne einen leisen Tadel in der Stimme: «Ja haben Sie denn die letzten zwanzig Jahre geschlafen? Lesen Sie keine Zeitungen? Kennen Sie das Zivilverteidigungsbuch nicht? Oder legen Sie keinen Wert aufs Ueberleben?»

Nun, man kann geteilter Meinung sein, ob das Ueberleben in radioaktiv verseuchter Luft empfehlenswert und der Gesundheit zuträglich sei.

Da bei Meinungsverschiedenheiten mit Ämtern immer die Ämterstelle recht hat, wurde ich denn eben zum Bau eines Luftschutzkellers verknurrt. Gleichzeitig wurde mir bedeutet, dass es von nun an nicht mehr Luftschutz heisse, sondern Zivilschutz. Weiter wurde ich darüber aufgeklärt, besagter Keller hätte nicht vor der Luft an sich, sondern vor den in ihr umher-schwirrenden Bombensplittern, Gas-schwaden, Bakterien und andern harmlosen, niedlichen Delikatessen zu schützen. Ich erklärte mich als folgsamer Staatsbürger als geschlagen und zur Maulwurfsarbeit bereit, und besprach die Sache weiter mit meinem Architekten.

Der war Fachmann auf diesem Gebiet. Ein Luftschutzkeller in unserer Zeit hat ungefähr dieselbe Bedeutung und denselben Zweck wie anno dazumal die Arche Noah; er soll verhindern, dass die Menschheit an ihren kulturellen Errungenschaften vollständig zugrunde geht, so dass also nachher immer noch jemand da ist, der einer staunenden Nachwelt die Geschichte der Zivilisation unseres Jahrhunderts überliefern kann. Also mit einem Wort, eine sehr nützliche Einrichtung, auch wenn sie einen schandbaren Haufen Geld kostet. Aber man muss an sie glauben, wenn sie nützen soll.

Weil mein Bauplatz am steilen Berg-hang steht, fand es mein Fachmann für angebracht, den Schutzraum in einen Stollen dorthinein zu verlegen, statt ihn im Keller unterzubringen, und er hatte seine guten Gründe dazu. Denn erstens ist man im Keller doch nur halb geschützt. Stürzt das Haus zusammen, und das ist doch schliesslich sein Zweck während des Luftkrieges, so begräbt es mich mitsamt dem Keller. Oder geruht eine Sprengbom-

Höhlenbewohner

Von Jakob Stebler

Dreihunderttausend Franken gedachte ich für mein Einfamilienhaus auszulegen. Das ist viel Geld, besonders wenn man es noch nicht hat und erst mühsam zusammenkratzen muss. Immerhin die Bank liess mit sich reden und ermöglichte mir, ein Zelt zu bauen, das alle Schikanen und allen häuslichen Komfort der Neuzeit und der nächsten hundert Jahre hinter einer geradezu raffinierten Einfachheit der Aussenfassade verbergen sollte, ein Haus, dessen gastfreundlicher Ruf Jahrhunderte überdauern würde.

Bevor es so weit war, hatte ich vor einer Luftschutz-Amtsstelle zu erscheinen und ihr meine Reverenz zu erweisen.

Im Tierschutzverein bin ich eingeschriebenes Mitglied, einem Men-

senschutzverein gedenke ich dem-nächst beizutreten, den Luftschutzverein aber kannte ich nur vom Hörensagen, und es war mir bisher noch reichlich unklar gewesen, vor wem oder wovor denn die Luft geschützt werden müsse. Ich trachte also vor und liess mich aufklären, dass nicht die Luft vor mir, sondern ich vor der Luft geschützt werden sollte, und man mir es deshalb zur unabdingbaren Pflicht mache, gemäss Artikel siebenhundert und ungrad irgend eines Gesetzes als Zugemüse zu meinem Bungalow einen eigenen, vorschriftsgemäss ausgerüsteten Luftschutzkeller auszugraben.

Ich stellte mich erst ein bisschen dumm in der Hoffnung, der Beamte werde für meinen Fall ein Auge zu-drücken oder eine Ausnahmebestim-

be in meinem Garten zu platzen, so finden ihre Splitter auch den Weg durch meine Kellermauern. Ist es aber gar eine Atombombe neuester Konstruktion, so braucht man jahrelang den Erdboden nicht mehr zu rasieren. Also beschlossen wir, um gleich ganze Arbeit zu leisten und den feindlichen Fliegern ein Schnippchen zu schlagen, einen Stollen in den Berggang vorzutreiben und zehn Meter weit im Innern einen geradezu vorbildlichen und tonangebenden Schutzraum auszusprengen. Dann mochte der Feind die ganze Stadt mit Bomben belegen, mir konnte es egal sein; ich wartete als moderner Höhlenbär in meinem Höhlenkloster einfach ab, bis die Luft draussen wieder rein war.

Uebrigens: mit Bomben belegen. Mit einem weichen Bombenteppich. Ein ergreifender Ausdruck. Er hat etwas Beruhigendes an sich, er entspricht der um sich greifenden Humanisierung des Krieges und gemahnt irgendwie an belegte Brötchen. Eine Ortschaft bombardieren oder sonstwie in die Luft sprengen; pfui, wie barbarisch! Dagegen mit Bomben belegen, das klingt bedeutend menschenfreundlicher. Ist unserer Kultur auch würdiger. Das kann man sich schliesslich gefallen lassen. Haben Sie schon einem Feinschmecker zugeschaut, wie er sein Brot mit Kaviar belegte? So geniesserisch ungefähr wird der homo sapiens im Krieg mit Bomben belegt, als ob er ein Schinkenbrötchen wäre.

Also die Höhlenidee war zweckmässig durchdacht und imponierte mir mächtig. Auch in ästhetischer Hinsicht wäre sie einwandfrei. Ein unsichtbares, ganz mit Rosenhecken maskiertes Eingangstörchen, dazu noch zwei weitere Reserveluftlöcher für den Fall, dass der Eingang zum Sicherheitsstollen meines Dachbaus zufällig mit Bomben belegt werden sollte. Schaumgummi, Büchsenöffner, Korkenzieher, Panierservietten, Abreisskalender, Toilettenpapier, Zahnbürste, Lebensmittelvorräte, kurz, alles was auf Seite 1276 der behördlichen Gebrauchsanweisung als minimaler Bedarf vorgesehen war samt zusätzlich vier zusammenlegbaren Särgen das alles würde schön symmetrisch schon im Stollen aufgestapelt. Das wichtigste und Unabdinglichste indessen, das Zivilgesetzbuch... Verzeihung, das Zivilverteidigungsbuch,

trug ich schon lange in der Herzgegend auf dem Leib, damit es mich jederzeit vor dem Tode retten könne.

Da pro Person mindestens zehn Kubikmeter unverseuchte Luft vorge-schrieben waren und wir in unserer Familie vier Personen und ein Kanarienvogel sind, überdies zu erwarten stand, dass im Falle einer Brötchen... Verzeihung: Bombenbelegung einige Nachbarn bei mir Unterschlupf suchen würden, kamen wir auf einen Rauminhalt von hundert Kubikmetern. Zu einem solchen Zufluchtsort, in dem man unter Umständen längere Zeit bleiben musste, gehörte natürlich auch der primitivste Komfort: eine splittersichere Badewanne, eine Abwaschmaschine, elektrisches Licht und Telephon, damit man sich bei der obersten Heeresleitung erkundigen kann, ob die Luft wieder gebrauchsfähig sei. Und schliesslich, weil es jahrelang gehen kann, bis die Radioaktivität sich anderswo niedergelassen hat, einige Betten, meine Schreibmaschine samt Papierkorb, für ein paar hundert Franken Postmarken und der Goldfisch meiner Frau. Was alles der Durchschnittsmensch heute zum Wohnen braucht, projizierte ich gedanklich in meinen Schlupfwinkel hinein und beauftragte den Architekten, mir schonend einen Kostenvorschlag zu unterbreiten. Der lautete auf nochmal dreihunderttausend mehr oder weniger wertbeständige Schweizerfranken. Die konnte ich nicht mehr auftreiben. Ich hatte also nur die Wahl, entweder auf meinen fabelhaften Zufluchtsort zu verzichten und damit eine Gesetzeswidrigkeit zu begehen, oder...

Ja, da stieg mir dann eben dieser phänomenale Gedanke auf, der dann zum Schluss verwirklicht wurde. Ich sagte mir: hat es überhaupt einen Sinn, ein Dreihunderttausendfrankenwohnhaus in geradezu unverantwortlicher Weise auf den Erdboden zu stellen, wo es doch mit aller Bestimmtheit nächstens bombardiert, das heisst, mit Bomben belegt wird. Welcher Einfaltspinsel legt denn heute sein sauer verdientes Geld in Zielscheiben für Fliegerbomben an? Wenn man doch anstandshalber schon irgendwo wohnen muss, wozu denn ausgerechnet in einem sogenannten Bau nach überlieferter Bauweise, das doch nur auf das Zusammengeschossenwerden wartet? Und

was nützt mir der schönste und kostspieligste Palast, wenn ich die Hälfte meines Lebens doch als Höhlenmensch in einem zivilschutzmassigen Fuchsbau zu verbringen gezwungen bin, der ausserdem weitere dreihunderttausend Franken kostet?

Ich überlegte mir die Sache gründlich und kam zum Schluss, mein Haus gleich in den zu erweiternden Schutzraum hineinzubauen, da wo es luft-, gas-, bomben- und gläubigersicher wäre, also in einer künstlichen Höhle. War das so ausgefallen? Der Maulwurf lebt schliesslich auch im Boden, und es ist ihm anscheinend wohl dabei. Soll sich der Mensch da lumpen lassen?

Und da gab es doch die alten, ursprünglichen Höhlenbewohner. Die hatten es fein. Ihre Wohnungen waren Eigenfabrikat der Natur. Einzig die paar Bärenfelle mussten sie selber liefern. Und der Mietzins spielte eine ganz bedeutungslose, untergeordnete Rolle. Von Hypothek keine Spur. Vielleicht entdeckte ich in meinem Gewölbe sogar wertvolle Mineralien oder gar eine Goldader. Vielleicht floss eine unterirdische Mineralwasserader direkt durch meine Wohnung. Sonnenschein gabs da freilich nicht, aber Sonne ist heute schliesslich veraltet, und im Notfall behilft man sich mit künstlicher Höhensonne. Auch kann man sich eine Klimaanlage ersparen: im Winter ist in meiner Grotte mollig warm, im Sommer herrlich kühl. Ich werde, eine Kreuzung zwischen Orpheus und Morpheus, in der Unterwelt hausen, als Berggeist in meinem Reich, und nur für ganz ausgewählte Persönlichkeiten zu sprechen sein.

Wie der Architekt gewissenhaft ausrechnete, kam mein Einfamilienhäuschen damit auf rund eine Million zu stehen. Da ich aber nur dreihunderttausend aufbringen konnte, beschaffte ich mir die restlichen siebenhundert Mille durch einen Ueberfall auf eine Grossbank. Die Polizei fahndet heute noch nach dem Täter. Sie sucht die Schuldigen eben nicht in den Kreisen wohlhabender Höhlenbesitzer. Den plötzlichen Vermögenszuwachs erklärte ich mit dem Tod einer Erbtante in Grönland. Wenn man viel Geld hat, glaubt einem das Steueramt alles.

Das unterirdische Haus wurde gebaut. Meine Nachbarn befolgten das

Beispiel, und wenn die kulturellen Fortschritte unseres Jahrhunderts im bisherigen Zeitabschnitt sich folgen, so wird in absehbarer Zeit mein Städtchen ganz vom Erdboden verschwunden sein und das gesellschaftliche Leben sich bei den Maulwürfen abspielen. Eines allerdings frage ich mich bei dieser Entwicklung der Dinge besorgt: was zum Teufel soll denn

in Zukunft noch mit Bomben belegt werden?

Die einstigen, die echten, die ursprünglichen Höhlenmenschen haben uns heute nur noch eines voraus: sie können sich damit entschuldigen, dass sie eben in der Steinzeit lebten. Wir aber müssen uns mit dem Eingeständnis begnügen, dass wir leider Kulturmenschen sind.

Was ist, was besagt die Evolutionstheorie?

Von Adolf Bossart

Es kommt immer wieder vor, dass von religiöser Seite in hämischem Ton und mit oft hanebüchenen Argumenten die wissenschaftliche Lehre von der Entstehung der Arten (Evolutionstheorie) angegriffen wird. Vor kurzem erschienen wiederum derartige Artikel und Leserbriefe von hochreligiöser Seite (Sektenanhänger) in Zeitungen vor allem ländlicher Gebiete, mit Titel wie «Hat die Darwinsche Abstammungslehre noch eine Chance?» usw. Es ist vielleicht nützlich, sich immer wieder der Argumente zu erinnern, die zwingend zur Annahme der heutigen synthetischen Evolutionstheorie führen.

Noch der — im übrigen hochgeschätzte — schwedische Naturforscher Carl von Linné (1707 — 1778) konnte unwidersprochen behaupten, dass die Arten, wie sie im Pflanzen- und Tierreich angetroffen werden, unveränderlich wären. Dieses wissenschaftliche Dogma erwies sich jedoch in der Folge als unhaltbar. Es zeigte sich, dass die Tier- und Pflanzenarten etwas Gewordenes sind, dass sie eine Entwicklung durchgemacht haben, wie jedes einzelne Lebewesen eine Entwicklung durchmacht (und als Embryo — im Mutterleib — in rascher Folge die ganze Stammesentwicklung vom Einzelner bis zum fertig ausgebildeten Individuum wiederholt). Dem britischen Naturforscher Charles Robert Darwin (1809 — 1882) war es vorbehalten, im Laufe eines langen Forscherlebens überzeugende Belege für die Veränderlichkeit, beziehungsweise Geschichtlichkeit der Arten beizubringen. Man braucht übrigens das Werk Darwins nicht zu kennen; man kann durch eigene Beobachtung und eigenes Nachdenken zur gleichen

Schlussfolgerung gelangen. Beginnen wir mit der naturwissenschaftlichen Tatsache der Selektion. Es ist dem Menschen bekanntlich gelungen, aus einer (oder zwei?) Wildformen der Kaniden eine grosse Zahl verschiedener Hunderassen zu züchten. Das Prinzip der Züchtung (künstliche Auslese) ist einfach: der Züchter lässt nur jene Individuen zur Paarung zu, die gewisse Merkmale aufweisen, die einem bestimmten Zweck oder einer ästhetischen Idealvorstellung am nächsten kommen. Mit allerlei Tricks, wie Inzucht, Rückkreuzung, Einkreuzungen usw. wird ein bestimmtes Zuchtziel angestrebt und — wie Figura zeigt — bei Hunden wie bei anderen Haustieren oder bei Pflanzen auch tatsächlich erreicht. Der Züchter nutzt dabei eine Tatsache, die der Naturwissenschaftler als Variabilität bezeichnet, also die Fähigkeit von Lebewesen, innerhalb der Art unterschiedliche Erscheinungsbilder anzunehmen, entweder durch Veränderungen im Erbgut — man bezeichnet sie als Mutationen — oder bedingt durch Umwelteinflüsse.

Es ist nun nicht einzusehen, weshalb es nicht auch in der freien Natur so etwas wie eine Selektion, eine natürliche Auslese, geben sollte. Dergleichen kommt schon bei Haustieren vor. Wenn eine Katze Junge geworfen hat, dann kommt bald einmal der Augenblick, da sie den Wurf kritisch mustert, und wehe, wenn sie dabei ein Junges feststellt, das nach ihrer Meinung nicht gut geraten, beziehungsweise schwächlich ist. Ein rascher Biss ins Genick genügt, um das junge, aber hoffnungslose Leben zu beenden. Oder dann sind es die natürlichen Feinde, die aus der grossen, übergrossen Zahl von Nachkommen

des Beutetieres die schwächeren, schlecht angepassten Individuen ausmerzen. Ein Eichhörnchen, das nicht so gut klettern oder springen kann wie seine Geschwister, wird als erstes dem Baumratter zum Opfer fallen. Das gleiche Schicksal erfährt eine Gazelle, die beim Angriff einer Löwin auf die Herde nicht behend genug davonrennt, d.h. zu spät oder aber falsch reagiert. So sorgen die Raubtiere der Savanne für einen gesunden, lebensfähigen Bestand an Antilopen, Giraffen, Zebras. Und sie sorgen dafür, dass die Grasfresser sich nicht so sehr vermehren können, bis der letzte Halm abgeässt, die Savanne verödet und damit die Existenzgrundlage aller ihrer Bewohner vernichtet ist. Darum hat der Löwe seine Pranken, sein Raubtiergebiss. Ein grasfressender Löwe wäre eine lächerliche, völlig unnütze Figur. (Der Tod als Regulator, ja als Erhalter des Lebensganzen ist eine zunächst befremdlich scheinende, aber deswegen nicht minder grossartige Vorstellung.)

Braucht man also über die Selektionstheorie nicht länger zu streiten, so ist auch der Gedanke einer schrittweisen Höherentwicklung der Lebensformen bereits vorweggenommen. Die natürliche Auslese, die im allgemeinen nur die besser angepassten Individuen zur Paarung zulässt, während Exemplare mit geringeren artgemässen Fähigkeiten vorher ausgemerzt werden, ist so einleuchtend, dass darüber kaum diskutiert werden dürfte.

Auch die Tatsache, dass in der Natur Mutationen vorkommen, dürfte von einem Wissenschaftler nicht bestritten werden. Man versteht darunter den Vorgang, dass bestimmte Stoffe oder Strahlen (sogenannte Mutagene) in

Die Seelenpolizei

wg. «Polizei und Kirche, das ist eine Urverbindung» erklärt der Pfarrer Wolfgang Kilger vom badisch-württembergischen Evangelischen Landespfarramt für Polizei und Verkehrsfragen. Die Polizeiseelsorge wurde nach 1945 in der Bundesrepublik Deutschland eingeführt und wird seither von 10 — 20 Pfarrern beider christlicher Hauptkonfessionen ausgeübt. Die Polizeipfarrer haben kürzlich eine Tagung abgehalten und dabei festgestellt, dass ihnen die Theologen keine Antwort auf brennende Fragen wie Drogenmissbrauch, Schwangerschaftsabbruch und gezielter Todesschuss geben. Diese Probleme seien theologisch überhaupt nicht zu meistern, sondern nur situationsethisch einzusehen.